

Karin McPherson

Helga Königsdorf: *Bolero*

Die Ich-Erzählerin, eine berufstätige, alleinstehende Frau, berichtet, scheinbar nüchtern und ohne besondere Gefühle, über ihre Affäre mit einem verheirateten Mann, deren Anfang, Verlauf und abruptes, für alle Beteiligten unerwartetes Ende. Die Frage, mit der sie ihren Bericht beginnt: „Nein, ich weiß wirklich nicht, warum ich es getan habe. Eigentlich war überhaupt nichts Besonderes an ihm.“ (*Vom Nullpunkt zur Wende...*, S.185) ist mehrfach ausdeutbar und verschlüsselt den Tatbestand. Jedenfalls lassen weder diese Frage noch der folgende Bericht darauf schließen, daß die Erzählerin am Ende zu Gewalt greift, um den Liebhaber aus ihrem Leben zu entfernen. Es gibt, äußerlich gesehen, keinerlei Gewaltsamkeit in der Beziehung, es gibt keine Szenen oder Auseinandersetzungen, die die Leser auf das Ende vorbereiten; gerade Mangel an Spannung und Konflikt bestimmen den Ton. Von daher scheint auch die Tat am Schluß unvorsätzlich im streng juristischen Sinn; erst im Nachhinein scheint die Erzählerin sich Gedanken zu machen, nicht so sehr über die Tat, als vielmehr über die Beziehung. Den Lesern ist es überlassen, hinter der Erzählung nach Motiven für die Tat zu suchen.

Der Anfang der Erzählung scheint zufällig und alltäglich und entbehrt jeder Romantik: Zwei Kollegen, ein Mann und eine Frau, blicken während einer eintönigen Sitzung gleichzeitig auf, und aus dem bloßen Augenkontakt wird eine „schicksalhafte Begegnung“; hier, wie am Anfang, erzeugt die Erzählerin durch ihren Kommentar eine ironische künstliche Spannung: „Wenn mir in diesem Moment prophezeit worden wäre, daß er in meinem Leben oder, besser, ich einmal in seinem Leben so unerhört bedeutsam werden würde, ich hätte nur gelacht.“ (S.185) Zugleich aber nimmt sie der Begegnung jede Spannung, indem sie nochmals betont, „[...] es war nichts, aber auch gar nichts Besonderes an ihm“.

Schauplatz und Anlaß der ersten Begegnung, Sitzung und Referat, unterstreichen die Monotonie und den Mangel an spannungsreichen Momenten, nicht nur im Leben der Protagonistin, sondern auch in dem Land, in dem die Geschichte spielt und das sich unschwer als die DDR identifizieren läßt. In dem Referat, das der Redner verliest, gibt es keinerlei inhaltliche Varianten in der Darstellung des „zurückliegenden“, „gegenwärtigen“ und „bevorstehenden Volkswirtschaftsplan[s]“ (S. 185). Die Protagonistin qua Erzählerin traut ihren Lesern den nötigen Scharfsinn zu, um die einfallslose Gleichförmigkeit und den Mangel an einer Zukunftsperspektive zu durchschauen, die Beruf und Alltag durchdringen. Je weniger Anreiz der Beruf und das Leben in der Öffentlichkeit bieten, desto wichtiger wird

das Privatleben, um den Alltag erträglich zu machen, durch persönliche Beziehungen, häuslichen Komfort, gutes Essen und Musik und, vor allem, Sex als Mittel gegen Langeweile. Alle diese Voraussetzungen erfüllt die Erzählerin bei den Besuchen ihres heimlichen Liebhabers.

Ravels „Bolero“ als Begleitmusik unterstreicht einerseits den Anspruch auf Sinnlichkeit in immer zunehmender Steigerung; andererseits wird aber durch die dauernde Wiederholung einer Grundmelodie die Monotonie betont. Es gehört zu ihrem Ritual, daß die Erzählerin die Platte nach dem Sex und vor dem Essen auflegt, während der Liebhaber schläft, als Begleitmusik für ihre eigene völlige körperliche und geistige Entspannung, Leere, ja vielleicht sogar als ein Mittel, sich innerlich von dem Erlebten zu befreien. Als sie die Musik am Schluß der Geschichte auflegt, ist alles wie zuvor, mit einem grundsätzlichen Unterschied: Die Erzählerin hat sich von dem Mann befreit, indem sie ihn aus dem 12. Stock des Hochhauses, das sie bewohnt, über den Balkon geworfen hat. Die Art und Weise, auf die Ravels Musik mitten im Satz scheinbar unvermittelt und für den Hörer überraschend endet, spiegelt das scheinbar unmotivierte Ende der Erzählung.

Erst wenn man aufmerksam mitliest, wie die Ich-Erzählerin ihren Bericht - denn als solcher ist die Erzählung angelegt - laufend kommentiert, erscheint der Schluß als zwar absurde, aber einzig mögliche Art und Weise, dem Verhältnis ein Ende zu setzen, das sie gegen ihren Willen angefangen hat. Die Protagonistin versucht dabei nicht, die Verantwortung auf den Mann abzuschieben und sich als ‘Opfer’ darzustellen. Sie bekennt sich von Anfang an zu ihrer negativen Motivierung und ihren Fehlern. Das beginnt damit, daß ihr während eines grundsätzlichen Referats ihre „Blutwurststulle [...] in den Sinn kam. Und zwar derart eindringlich, daß in mir der Nahrungsreflex und das im Prozeß meiner Persönlichkeitsentwicklung herausgebildete Normverhalten kollidierten.“ (S.185) Es setzt sich fort in der Feststellung, daß die jämmerliche Erscheinung des zukünftigen Liebhabers ihr „historisch verbildetes weibliches Mitgefühl mobilisierten.“ (S.185) Sie stellt einen unmittelbaren Zusammenhang her zwischen der Verleugnung ihres gesunden Instinktes und der Tatsache, daß sie sich „verführen“ läßt. (S.185) Mit ihrem Entschluß, die Rechnung zu begleichen „als er kurz herausgegangen war“, stellt sie die Weiche „in unserer weiteren Rollenverteilung, denn man denke bloß nicht, ein Verhältnis wie unseres erfordere keine innere Ordnung.“ (S.186)

Daß sich diese ‘Ordnung’ äußerlich nach den Wünschen des Mannes abspielt, zeigt sich im Verlauf der Affäre: Er bestimmt Zeit und Ort und Ritual, er fordert strenge Geheimhaltung, er hält sich für unwiderstehlich und nutzt sogar ihre beruflichen Ideen zu seinem eigenen Ruhm aus. Im Rückblick kommentiert die Erzählerin daher ironisch über ihre

anfängliche Geste der Selbständigkeit: „Aber es steckte nichts weiter dahinter als eine gründliche Fehlinterpretation der Gleichberechtigung, [...]“ (S.186)

Das Ritual seiner Besuche, von nun an in ihrer „kleinen Wohnung in der zwölften Etage des Hochhauses, an dem die Balkone wie Bienenwaben kleben“, verläuft äußerlich nach den Regeln eines festen Rollenspiels: er kommt, um sich bei ihr zu erholen von Arbeit und Ehe, und erwartet Sex und ein gutes Essen. Sie erfüllt die Erwartungen mit (weiblicher?) Gewissenhaftigkeit, wobei sie aber von Anfang an nicht mit dem Herzen dabei ist. Beim Sex bleibt sie unbefriedigt und ist mit ihren Gedanken woanders, spielt ihm aber einen Orgasmus vor, aus Sorge, daß er sie, „durch Statistiken aufgeklärt“, zu den sechshundneunzig Prozent der „frigiden Frauen im Abendland“ zählen würde (S.186). Nur scheinbar findet eine Vertauschung der Rollen statt: Als sie merkt, daß der Mann „sich gänzlich dem passiven Genießen“ überließ, übernimmt sie als Frau die aktive Rolle, wobei ihr klar ist, „daß in der Zukunft ich über ihn kommen mußte, was meinem natürlichen Empfinden zuwiderlief.“ (S.186)

Noch mehr verstößt sie gegen ihr natürliches Empfinden, daß sie, ihm zuliebe, die Pille schluckt. Sie gesteht sich und den Lesern, aber nicht dem Liebhaber, daß sie „eine abergläubige Scheu vor der Pille (quält)“, sie empfindet diese nicht nur als einen Eingriff in ihre biologische Existenz, sondern vielmehr in ihre Persönlichkeit: „Unnachweisbar, und eben darum unheimlich, würde sich die Struktur meines Seins ändern. *War ich dann noch ich?*“ (S.187; Hervorhebung v. Verf.)

Mit dieser Frage trifft die Erzählerin den Kern ihres Berichtes, und mit ihr offenbart die Protagonistin ihren Konflikt. Inwieweit trägt sie selbst die Verantwortung dafür, daß sie gegen ihre eigenen natürlichen Instinkte und Wünsche verstößt, indem sie sich, ohne echte Gefühle, auf eine Beziehung einläßt? Mit dieser Frage verbindet sich die zweite: Inwieweit nämlich haben (hatten) die sozialen und politischen Veränderungen in der DDR einen wirklichen Einfluß auf die Geschlechterbeziehungen und das Rollenverhalten von Männern und Frauen? Und hinter allem steht die Frage, ob diese Veränderungen, wenn es sie gibt, überhaupt dem Rechnung tragen, was die Frauen selbst wollen.

Eine Antwort auf diese Frage liegt darin, festzustellen, welche Rolle die Frau im Beruf und der Beruf im Leben der Frau spielt. Die DDR zählte es zu ihren besten Errungenschaften, daß Frauen im berufstätigen Alter ein gleiches Recht auf Arbeit und berufliche Entwicklung hatten wie die Männer und ihnen am Arbeitsplatz die gleichen Möglichkeiten offenstanden. Helga Königsdorf kannte das Berufsleben aus erster Hand. Ihre Protagonistin steht voll 'ihre Frau' im Beruf. Ihre Beziehung führt dazu, daß sie mehr leistet, sich mehr Arbeit „aufbürden“ läßt, als zu ihrem Amt gehört. Ihr Wunsch, es den Menschen in ihrer Arbeitsumgebung recht zu machen und dadurch glücklich zu werden, bleibt unerfüllt.

Sie wird hier, wie auch in ihrem privaten Wunsch nach Glück, enttäuscht. Ihr Kommentar lautet: „Die Menschen sahen mich freundlich und hastig an. Wie schwer ist es doch, ein bißchen Glücksbedürfnis zu ersticken.“ (S.188) Sie erfährt, wie auch Gabi A. und die Protagonistin in „Entdeckungen bei fahrendem Zug“, die gesellschaftliche Unverbindlichkeit, unter der sie als Frau leidet.

In ihrer beruflichen Situation finden ihre Ideen kein Interesse. Ihr Beitrag wird an den Schluß der Sitzung gelegt, als niemand mehr zuhört. Als sie ihren Liebhaber braucht, findet sie ihn nicht unter seiner Telefonnummer. Wenn sie ihm später, in der privaten ‚intimen Atmosphäre ihrer Wohnung ihre Ideen unterbreitet, nimmt er sie „wohltuend ernst“, aber er setzt sie als seine eigenen in die Tat um. Die Erzählerin kommentiert dies aus der Sicht der Unterlegenen, eine Rolle, die sie scheinbar akzeptiert: „Er setzte sich rückhaltlos ein. Wo mich noch Skepsis hemmte, wirkte bereits der Hebel seiner Tatkraft. Als man ihm die Medaille für ausgezeichnete Leistungen an die Brust heftete, war auch ich stolz. Natürlich konnte er unmöglich sagen, daß ich ihm die Sache in meiner kleinen Wohnung im zwölften Stock erklärt hatte.“ (S. 189)

Gleich unter der Oberfläche dieser scheinbar sachlich-resignierten Darstellung spürt der Leser/die Leserin das Aufbegehren, den stillen Protest und die anschwellende Frustration in Situationen, in die sich die Protagonistin nicht ohne eigenes Verschulden und mit offenen Augen begibt. Nichts in ihrer Erzählung ist darauf angelegt, das stillschweigend akzeptierte Rollenspiel umzukehren: Die Regeln werden von beiden Partnern eingehalten und nur scheinbar vertauscht (zum Beispiel im Liebesspiel). Es ist daher auch der letzte logische Schritt, die Beziehung zu beenden, als sich eine wirkliche Veränderung andeutet: Die Frau hat zum ersten Mal echte Gefühle für ihren Liebhaber, „Irgendwie mochte ich ihn in diesem Moment wie nie zuvor. Ich war besonders zärtlich zu ihm und ganz ohne Verstellung.“ (S.189) Und bei dem Mann regt sich das Gewissen, er zeigt etwas wie eine kritische Selbsteinschätzung: „Ich fragte ihn, was er denke, und er sagte, mich wegschiebend: «Ach nichts. Aber ich bin doch ein altes Schwein.»“ (S.189)

Sollte sich von jetzt an die Beziehung verändern, so würde die Protagonistin die Kontrolle über ihr Leben verlieren, die sie bis zu diesem Punkt behalten hat, dadurch, daß sie die selbstbestimmte Rolle in ihrer Beziehung spielt. Der Preis, den sie bezahlt, um nicht einsam zu sein, nämlich die Verleugnung der eigenen Persönlichkeit, nicht nur in der Beziehung selbst, sondern auch im Beruf und im gesellschaftlichen Leben, ist auf die Dauer nicht tragbar. Von daher gesehen ist die Initiative, die sie ergreift, um die Lage zu ändern, der erste notwendige Schritt, zu sich selbst zu finden. Wenn der Sinn der Geschichte die Emanzipation der Frau ist, dann fragt man sich als Leser/in am Schluß: ‘Emanzipation

wozu?' Das könnte allerdings eine kreative Frage sein, die bei Helga Königsdorf charakteristischerweise offen gelassen wird.

Stand 1.1.2000

Karin McPherson war Senior Lecturer an der University of Edinburgh und ist jetzt im Ruhestand.